

12. Tagung der 10. Landessynode der EKKW
Vom 24.-27.11.2003

**Bericht des Bischofs:
„Silberne Kirche“**

1. Die demographischen Veränderungen und ihre Folgen

Frau Präses, liebe Synodale, sehr verehrte Gäste,
liebe Schwestern und Brüder!

Zu Beginn eine schlichte Feststellung: Nach einschlägigen Untersuchungen von Bevölkerungswissenschaftlern werden wir alle im Durchschnitt etwa vier Jahre länger leben als unsere Eltern. Altersforscher weisen für die entwickelten Gesellschaften nach, daß die Lebenserwartung von Frauen seit 1840 im Zeitraum von zehn Jahren jeweils um rund zweieinhalb Jahre, die von Männern um etwas weniger als zwei Jahre steigt. Ein Ende der Zunahme der Lebenserwartung ist gegenwärtig nicht in Sicht. Wer länger lebt, ist länger alt!

In meinen diesjährigen Bischofsbericht möchte ich mich deshalb unter der – vielleicht eigenwilligen – Überschrift „Silberne Kirche“ mit den Fragen befassen, die unter den Schlagworten „Überalterung unserer Gesellschaft“ und „Methusalem-Effekt“ durch die öffentliche Diskussion geistern. „Silberne Kirche“ – das spielt auf die vorherrschende Haarfarbe derer an, die in unserer Kirche leben. Uns blüht eine silberne Zukunft; und ich empfinde diese Farbe – im Unterschied etwa zu grau – nicht als bedrückend, sondern als hoffnungsvoll. Aber das muß erläutert werden, weil es sich nicht von selbst versteht.

Die Altersentwicklung und ihre Auswirkungen auf verschiedene Bereiche unserer kirchlichen Arbeit sollten wir aufmerksam in den Blick nehmen: Was bedeuten eine zunehmende Lebenserwartung und der gleichzeitige Geburtenrückgang für die Sozialstruktur von Familien? Was folgt daraus für die sozialen Sicherungssysteme und die Versorgung alter Menschen durch Betreuungseinrichtungen und Pflegedienste?

Ich will einige Zahlen nennen, um die sich abzeichnende Entwicklung grob zu skizzieren.

Am 1. Oktober, dem „Internationalen Tag des älteren Menschen“, gab das Statistische Bundesamt bekannt, daß heute fast jeder vierte Deutsche über 60 Jahre alt ist. Genau gesagt sind es 20,1 Millionen Menschen. Vor zehn Jahren lag ihr Anteil bei einem Fünftel der Bevölkerung. Die Zahl der über 60jährigen wird im Jahr 2030 auf 27,9 Millionen steigen und damit mehr als ein Drittel betragen, im Jahr 2050 wächst sie auf 36,7%. In Zahlen sind das – bei einer Wohnbevölkerung von vermutlich 75,2 Millionen – dann 27,6 Millionen Menschen.

Die „Restlebenserwartung“, also die durchschnittlich noch zu prognostizierende Lebenszeit eines 65 Jahre alten Mannes, wird sich ab 2010 allmählich 18 Jahren nähern. Solange erhält er seine Altersbezüge. Die einer 65jährigen Frau liegt dann bei 22 Jahren. Während heute hundert Arbeitnehmer etwa 44 Rentenbezieher finanzieren, müssen sie im Jahr 2050 für 78 Rentnerinnen und Rentner aufkommen.

Die demographische Verschiebung zeigt sich besonders deutlich am mittleren Alter, dem „Medianalter“: Von aktuell 37,7 Jahren in Europa wird sich dieser Wert auf fast 53 Jahre in 2050 steigern, also um 15 Jahre. Im gleichen Zeitraum wächst er in den USA aller Voraussicht nach lediglich um 1,5 Jahre, weil die hohe Geburtenrate besonders der hispanischen Bevölkerung die Tendenz zur Überalterung deutlich korrigiert.

Was bedeutet dies alles auf längere Sicht für die Altersbezüge? Das Rentenniveau sinkt. Schon in zehn bis fünfzehn Jahren werden immer mehr Rentnerinnen und Rentner nicht genügend Rente beziehen. Die meisten der heute 30–50jährigen können eine auskömmliche Altersversorgung nur dann erreichen, wenn sie bereits jetzt beginnen vorzusorgen.

Der materielle Aspekt wäre insgesamt durch Eigenleistung noch zu kompensieren. Schwerer wiegt, daß die zahlenmäßige Zunahme alter Menschen sich unmittelbar auf die Situation der Pflegebedürftigkeit auswirkt: Insgesamt sind in Deutschland ca. 2 Millionen Menschen in irgend einer Form pflegebedürftig (was einem Anteil von 2,5 % der Gesamtbevölkerung entspricht) – sei es durch die Einschränkungen des Alters, sei es durch erworbene Krankheiten oder Behinderungen, sei es durch mit der Geburt gegebene Handicaps. Von den 70 bis unter 75jährigen sind bereits rund 5% pflegebedürftig, bei den 85 bis unter 90jährigen steigt die Zahl auf 40%. Gut zwei Drittel der Pflegebedürftigen werden – was oft übersehen wird! – von Angehörigen gepflegt, selbst bei einer Einstufung in Pflegestufe III. Das andere Drittel, etwa 580.000 Menschen, lebt in Heimen.

Die Veränderungen in der Familienstruktur und die gegenüber früher labileren Formen des Zusammenlebens werden negative Konsequenzen für das Hilfpotential für ältere Menschen haben. Dennoch bleibt festzuhalten: Die entscheidende Pflegeeinrichtung ist gegenwärtig immer noch die Familie. Und die schwierige Pflegearbeit wird zu etwa 80% von Frauen geleistet. Das kann nicht hoch genug eingeschätzt werden!

Wie sich dies in Zukunft darstellen könnte, haben im vergangenen Jahr Prof. Dr. Thomas Klie und Dr. Balko Blinkert aus Freiburg in einer Studie für die Stadt Kassel untersucht: 25% der Befragten sind danach bereit, eine qualitativ hochwertige Pflege

möglichst im eigenen Wohnquartier im Pflegeheim zu akzeptieren. 21% sagten, ohne Einschränkung zur Pflege von Angehörigen bereit zu sein. 44% wiederum sehen sich dazu nicht in der Lage. Die Betreuung von Angehörigen mit Unterstützung eines Pflegedienstes können sich 48% der Befragten vorstellen.

Das Deutsche Institut für angewandte Pflegeforschung (DIP) schlägt gleichzeitig Alarm: Es fehlen 20.000 Pflegekräfte in den stationären Pflegeeinrichtungen. Besonders die steigende Zahl altersverwirrter Heimbewohner setze die Pflegekräfte in einen kaum zu bewältigenden Dauerstreß. Heute ist jeder Fünfte über 80 und jeder Dritte über 90 dement! Die vorgeschriebene Quote von 50% Fachkräften wird in den Pflegeeinrichtungen immer häufiger unterschritten.

Daneben belegen Untersuchungen, daß man etwa 40% der Pflegebedürftigen vor ihrer Pflegebedürftigkeit hätte bewahren können, wären ihnen zur richtigen Zeit Rehabilitationsmaßnahmen zugute gekommen.

Zwischen altersverschiedenen Generationen bestand schon immer ein Verhältnis der gegenseitigen Fürsorge, das man als „Generationenvertrag“ bezeichnete. Oft ist darauf hingewiesen worden, dieser Begriff wecke mit seiner juristischen Konnotation falsche Assoziationen, weil es sich rechtlich gesehen um keinen Vertrag handle. Zwar war die Übergabe eines Bauernhofes oder eines Handwerksbetriebes an die „nächste Generation“ für alle mit der Übernahme von neuen Rechten und Pflichten und mit einem Statuswechsel verbunden, der auch juristisch bedeutsam war. Der eigentliche Inhalt dieses Begriffs ist aber die zwischen den Generationen praktizierte und akzeptierte Solidarität. Diese setzt als selbstverständlich voraus, daß die beruflich aktive Generation die Älteren wie die unselbständigen Jüngeren versorgt und darauf baut, daß sie ihrerseits, wenn sie alt ist, von den dann Produktiven versorgt wird.

Dieser „Generationenvertrag“ wird aufgrund der demographischen Entwicklung in Frage gestellt – zwar nicht in seinem Grundsatz, doch in seiner Ausgestaltung. Wie aber „Generationengerechtigkeit“ aussehen könnte, wenn der bisherige Generationenvertrag faktisch ausläuft, ist politisch sehr umstritten und gegenwärtig kaum auszumachen.

2. Die Differenzierung des Alters

In vielen Gebeten, die sich in unserer Agende oder in Gebetssammlungen finden, bitten wir allgemein für „Alte und Kranke“. Das hat durchaus seinen guten Sinn. Gleichwohl gebe ich zu bedenken, daß diese häufig gebrauchte Formulierung den Eindruck erweckt, Alter sei eine bestimmte unausweichliche Form von Krankheit, und den Gedanken aufkommen läßt, Alter bedeute Zuwendungsbedarf. Damit aber werden wir der Wirklichkeit des Alters nicht gerecht. Ebenso ist es im Grunde unverantwortlich, von 60jährigen als den „pflegenahen“ Jahrgängen zu sprechen, als sei Alter automatisch mit Abhängigkeit, Pflegebedürftigkeit, Heimexistenz, Isolation und Armut verbunden. Es verletzt, wenn etwa mit Schlagworten wie „Verjüngung“ und „Generationswechsel“ das Allheilmittel für den künftigen Erfolg einer Organisation oder eines Unternehmens propagiert wird.

Wir müssen deshalb genauer fragen, wer eigentlich „die“ alten Menschen sind – und was das Alter ausmacht.

Da gibt es die „jungen Alten“. Viele von ihnen sind durch Frühverrentung aus dem Berufsleben ausgeschieden. Mit Mitte fünfzig oder etwas später war Schluß. Die Betriebe konzentrierten so die vermeintlich Leistungsfähigen und senkten ihr Durchschnittsalter. In manchen Firmen sind 60jährige Arbeitnehmer inzwischen schon fast „exotisch“ zu nennende Erscheinungen. Ein Teil der Ruheständler freute sich – und tut es noch –, mit einer guten Versorgung schon einige Jahre früher das arbeitsfreie Leben zu genießen. Viele dieser „jungen Alten“ sind in der Regel gesund und mobil und leben in mannigfaltigen sozialen Beziehungen. Politiker wiederum hofften nachweisen zu können, daß die freiwerdenden Arbeitsplätze von Arbeitssuchenden besetzt würden. Daß man mit der Frühverrentung jedoch die Sozialversicherung weiter belastete, blendeten alle Beteiligten aus.

Daneben gibt es die sogenannten „alten Alten“. Manche von ihnen leiden unter gesundheitlichen Beeinträchtigungen oder sind schon auf Pflege angewiesen. Bei ihnen wirken sich die negativen Faktoren, die man oft mit dem Altern verbindet, stärker aus. Sie sind weniger in soziale Beziehungen eingebettet als die „jungen Alten“, viele von ihnen leben allein. Ihr Gesundheitszustand erlaubt es nicht mehr, aktiv und engagiert Ehrenämter und Aufgaben zu übernehmen oder als Konsumenten von Freizeit- und Bildungsangeboten aufzutreten. Aber wir sehen sie vermutlich eher in den Veranstaltungen der Kirchengemeinde als die „jungen Alten“.

Die Hochbetagten treffen wir dort kaum. Viele von ihnen sind auf regelmäßigen Besuch durch mobile Pflegedienste angewiesen, werden von Familienangehörigen betreut

oder leben in einer stationären Pflegeeinrichtung. Ihr körperlicher Zustand erschwert ihnen die selbstverständliche Teilnahme an den sozialen Bezügen ihres Umfeldes. An Veranstaltungen können sie – von Ausnahmen abgesehen – nur noch sehr eingeschränkt teilnehmen.

So zeigt sich, daß die ältere Generation in unserer Gesellschaft eine höchst differenzierte Gruppe mit unterschiedlichen Interessen, Lebensstilen und auch Wertesystemen darstellt und keineswegs nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben automatisch in unseren Kirchengemeinden präsent ist, um im Seniorenkreis mitzumachen. Präziser wäre daher von den älteren Generationen – im Plural – zu sprechen!

3. Der Prozeß des Altwerdens

Als Altern bezeichnet die Naturwissenschaft jene umfassenden und fortschreitenden Vorgänge im Körper, die die Vitalität des Organismus negativ beeinflussen. Die zunehmend mangelnde Steuerung des Stoffwechsels führt allmählich zu irreversiblen Funktionsstörungen der lebenswichtigen Organe. Auch das Gehirn wandelt sich im Alter ständig, kann aber seinen Verlust an Hirnzellen durch Strukturveränderungen wenigstens teilweise ausgleichen, sofern es trainiert und geübt wird. So zeigt die Gerontologie, daß sich körperliche und geistige Leistungsfähigkeit bei günstigen Bedingungen bis ins hohe Alter erhalten läßt.

Trotz dieser insgesamt positiven Einschätzung kommen wir nicht umhin, auch von den Einschränkungen zu sprechen, die sich nun einmal einstellen. Neben abnehmender körperlicher Beweglichkeit sind sensorische Defizite zu nennen, aber auch nachlassende geistige Leistungen im Erinnerungsvermögen, in der Aufnahme neuer Sachverhalte und in der Bewertung von Vorgängen. Wann und in welchem Maß diese Veränderungen auftauchen, ist individuell unterschiedlich. Der fortschreitende Abbau erfordert eine allmähliche Steigerung der Hilfeleistungen, die sich dann bis zur vollstationären Pflege ausweiten können.

Der Grad an Flexibilität und vor allem geistiger Mobilität, das Maß an Kreativität und Bereitschaft zum Engagement scheint in einem bestimmten Verhältnis zum bisherigen Leben, besonders zum beruflichen Leben und zur sozialen Schicht, zu stehen. Wer beispielsweise seine Arbeit überwiegend als Last erlebte, weil sie schwer, wenig ab-

wechslungsreich und mit geringer eigener Entscheidungsbefugnis und Verantwortung verbunden war, wird es auch im nachberuflichen Leben nicht leicht haben, solche Fähigkeiten zu entwickeln.

Altern ist eine schwierige Lebensphase, in der erhebliche Veränderungen und Brüche in die eigene Existenz zu integrieren sind. Denn beim Prozeß des Älterwerdens wird die Notwendigkeit einer neuen Identitätsfindung vor allem durch krisenhafte Ereignisse ausgelöst: Berufsaufgabe, Einkommensreduktion, Veränderung der Wohnsituation, Beeinträchtigungen der Beweglichkeit und Alltagskompetenz, Abbau geistiger, körperlicher und materieller Ressourcen, Verlust von vertrauten Personen. Vermutlich ist die Phase nach dem 60. Lebensjahr diejenige Lebenszeit, die mit den dramatischsten biographischen Veränderungen einhergeht.

Das Wissen um die nur begrenzt zur Verfügung stehende Zeit wird wesentlich bedrückender empfunden als bei jüngeren Menschen. Die Zukunftsplanungen erstrecken sich auf kürzere Zeiträume. Gleichzeitig bekommen die kleinen Freuden einen viel höheren Stellenwert. Befürchtungen treten hinzu: die Angst vor dem körperlichen und geistigen Verfall oder die Angst, anderen zur Last zu fallen oder ihnen hilflos ausgeliefert zu sein.

4. „... ich will euch tragen, bis ihr grau werdet“ – Eine biblische Besinnung

Im Glaubensleben älterer Menschen kommt es nicht selten zu einer „zweiten Naivität“, zu einer vertrauensvollen und selbstverständlichen Glaubensbeziehung, die es ermöglicht, sich wieder neu – und doch vertraut – als in Gott geborgen zu begreifen. Dafür gibt es manchen biblischen Anhalt – vor allem im Alten Testament.

Wir begegnen Sara und Abraham, die noch im hohen Alter zu neuen Ufern aufbrechen und von Gott mit einem Nachkommen beschenkt werden. In Abraham bietet die Bibel das Bild des Menschen, der – mit seinem Leben hoch zufrieden – alt und lebenssatt stirbt (I Mose 25,8). Sie erzählt von dem hochbetagten Simeon, der bei der Ankunft Jesu und seiner Eltern am Tempel ausruft: „Herr, nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ (Lk 2,29f) Diese Menschen haben ihr Leben auf Gott hin ausgerichtet und können es nun getrost aus der eigenen Hand geben.

Alter ist in der Bibel oft Ausdruck von abgewogenem Urteilsvermögen und von Weisheit. Menschen mit grauem Haupt krönen ihr Alter mit gereifter Lebenserfahrung; sie

sind es, die Rat wissen (Sir 25,5-8). Silbergraue Haare sind „Schmuck“ und eine „Krone der Ehre“ (Spr 20,29;16,31).

Aber die Bibel weiß zugleich um die Schattenseiten des Alters. In eindrucksvollen Bildern schildert der Prediger Salomo, wie im Alter die körperlichen Kräfte schwinden, Arme und Beine schwach werden, Zähne ausfallen, Augenlicht und Gehör nachlassen, die Stimme allmählich versagt, wie Steigungen zur Qual werden und jeder Weg Angst auslöst, wie die Haare grau werden und die Lust der Liebe versiegt. „Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend“, rät er darum, „ehe die bösen Tage kommen und die Jahre sich nahen, da du wirst sagen: ‚Sie gefallen mir nicht‘; ehe die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden und Wolken wiederkommen nach dem Regen.“ (Pred 12,1f)

Auch den Psalmen ist diese Seite des Alters bekannt. An vielen Stellen finden sich Bitten um Gottes Beistand in diesem Lebensabschnitt: „Auch im Alter, Gott, verlaß mich nicht, und wenn ich grau werde, bis ich deine Macht verkündige Kindeskindern und deine Kraft allen, die noch kommen sollen.“ (Ps 71,18) Und im Buch Jesaja wird Gottes Begleitung mit tief anrührenden Worten verheißen: „Hört mir zu, ihr vom Hause Jakob und alle, die ihr noch übrig seid vom Hause Israel, die ihr von mir getragen werdet von Mutterleibe an und vom Mutterschoße an mir aufgeladen seid: Auch bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet. Ich habe es getan; ich will heben und tragen und erretten.“ (Jes 46,3f)

Es fehlt zudem nicht an Mahnungen, die das Verhältnis der Generationen untereinander betreffen. Auf gewisse, schon damals auftretende Schwierigkeiten im Umgang mit der vorausgehenden Generation deutet der Satz: „Gehorche deinem Vater, der dich gezeugt hat, und verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt wird.“ (Spr 23,22) Der Realismus der Bibel geht sogar noch weiter: „Wer den Vater mißhandelt und die Mutter verjagt, der ist ein schandbarer und verfluchter Sohn“, heißt es in Sprüche 19,26.

Grundlegend wird das Verhältnis der Generationen durch das Vierte Gebot geregelt: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.“ (II Mose 20,12) Mit dieser eindringlichen Aufforderung beginnt die Reihe derjenigen Gebote, die für das Zusammenleben in einer menschlichen und menschenwürdigen Gemeinschaft fundamental sind. Vermutlich ist es kein Zufall, daß nach den Geboten, die zunächst das Verhältnis zu Gott im Blick haben, nun der Umgang von Alten und Jungen vor allen weiteren Geboten erörtert wird. Lange wurde dieser Satz als Mahnung an kleinere Kinder gegenüber ihren oft noch jungen Eltern verstanden. Diese Engführung auf den bloßen Gehorsam ist in der

Forschung seit längerem überwunden. Immer deutlicher wurde, daß sich dieser Satz zunächst an Erwachsene richtet im Gegenüber zu deren alten Eltern. Die Versorgung der Eltern war ausschließlich durch die Familie gesichert, deren Ernährer man selbst gezeugt und geboren hatte: in der Familie des Sohnes. Darum ist es in der alttestamentlichen Zeit zwar auch ein emotionales Drama, kinderlos oder ohne Sohn zu bleiben. Vor allem aber bedeutet es eine soziale Katastrophe. Denn es fehlen jene, die einen im Alter bei abnehmenden körperlichen Kräften und zunehmender Unfähigkeit, den eigenen Lebensunterhalt selbst zu erwirtschaften, mit dem Nötigsten versorgen: mit Nahrung, Kleidung, Wohnung – und nicht zuletzt mit dem Andenken über den Tod hinaus. Das Vierte Gebot regelt also – recht verstanden – das Verhältnis zwischen Erwachsenen und deren Eltern in der altersbedingt heiklen Phase nachlassender Autonomie und schwindender Selbstversorgung.

Doch alte Eltern sind nicht nur Empfänger. Sie tragen ihrerseits Verantwortung für die Tradition der religiösen Überzeugungen und Erfahrungen mit ihrem Gott in den unterschiedlichsten Situationen des Lebens, für die Gebote und Regeln, nach denen sich das Zusammenleben und die Rechtsgemeinschaft richten sollen: „Was wir gehört haben und wissen und unsre Väter uns erzählt haben, das wollen wir nicht verschweigen ihren Kindern; wir verkündigen dem kommenden Geschlecht den Ruhm des Herrn und seine Macht und seine Wunder, die er getan hat. Er richtete ein Zeugnis auf in Jakob und gab ein Gesetz in Israel und gebot unsern Vätern, es ihre Kinder zu lehren, damit es die Nachkommen lernten, die Kinder, die noch geboren würden; die sollten aufstehen und es auch ihren Kindern verkündigen.“ (Ps 78,3-6) Was sich im eigenen Leben und für die Gemeinschaft, in die man eingebettet ist, als tragend und lebensdienlich erwiesen hat, wird als lebendige Überlieferung und bewährtes Wissen von der älteren Generation an die nächste weitergegeben.

5. Der kirchliche Auftrag gegenüber älteren Menschen

Was tut die Kirche für die Alten? Vorab: Ich bin grundsätzlich davon überzeugt, daß keine andere gesellschaftliche Organisation in Fragen des Alters so kompetent ist wie die Kirche.

Unsere Kirchengemeinden bieten ein differenziertes Angebot für alte Menschen. Es gibt zielgruppenorientierte Veranstaltungen, zum Beispiel den Seniorenkreis, den Frauenkreis der älteren Frauen, den Literaturzirkel und den Bibelkreis für ältere Menschen, den Seniorentanz oder die Seniorenwerkstatt.

Daneben finden sich Angebote, die Alte mit einschließen, ohne daß sie erste Adressaten dieser Veranstaltung wären. So richten sich unsere Gottesdienste prinzipiell an alle, wenn auch der Altersdurchschnitt durch die zahlreichen älteren Teilnehmerinnen und Teilnehmer eher hoch ist. Spezielle Gottesdienste für Senioren gibt es in den Alteinrichtungen, ansonsten nach meiner Kenntnis eher selten. Allerdings wird in vielen Gemeinden die Goldene Konfirmation gefeiert. In der Vergangenheit fiel diese Feier mit dem Zeitpunkt zusammen, an dem normalerweise die Berufstätigkeit endete. Trotz des heute meist früheren Eintritts in den Ruhestand ist die Feier der Goldenen Konfirmation eine gute Gelegenheit, den besonderen Aspekten nachzugehen, die sich aus der Veränderung der eigenen Lebensbedingungen ableiten. Bei solchen Konfirmationsjubiläen erreichen wir eine ganze Generation von alten Menschen, die durch ähnliche Erfahrungen geprägt wurden und sich nun zum Teil mit ähnlichen Problemen konfrontiert sehen. Wenn hier die drängenden Fragen sensibel und mit Sorgfalt aufgespürt und in der Gestaltung der Feier aufgenommen werden, kann dieser Gottesdienst ein Segen für die Jubilare und ihre Angehörigen werden. Gleiches gilt in abgewandelter Form auch für die Ehejubiläen.

Trotzdem ist fraglich, ob das Angebot der Kirchengemeinden für alte Menschen insgesamt angemessen ist. Die traditionelle Altenarbeit stößt hier und da an ihre Grenzen. Der Satz „Mit dem Alter kommt der Psalter“ stimmt so nicht mehr. Es gibt keinen Automatismus, daß im Alter das Interesse an religiösen Fragen wächst. Viele Senioren sind heute aus unterschiedlichsten Gründen durchaus kirchenfremd oder -fern und suchen keine weiteren Kontakte zur Gemeinde. Inzwischen gibt es längst eine große Konkurrenz anderer Angebote für die ältere Generation: Freizeitvergnügungen, Bildungsangebote, Reisen. Die Veranstaltungen der Kirchengemeinde haben sich dem zu stellen, wollen sie attraktiv bleiben. Mit anderen Worten: Kirchliche Seniorenarbeit geht nicht einfach so „nebenbei“, sondern erfordert aufmerksames Nachdenken und sorgfältige Planung. Ältere Menschen haben ein feines Gespür dafür, ob sie ernstgenommen werden oder nicht.

Vielleicht ist es unter diesen Bedingungen sinnvoll, „junge Alte“ an der Schwelle zwischen Berufstätigkeit und neuer Freiheit nach dem Berufsleben abzuholen. „Neurentner“ könnten gezielt eingeladen werden, um ihnen eine Orientierung im Anschluß an die Phase der Berufsarbeit anzubieten: Hier sollten auch mögliche ehrenamtliche Aufgaben in der Gemeinde angesprochen werden. Das Engagement muß sich für die Mitarbeitenden allerdings dadurch „lohnen“, daß die Aufgabe wichtig ist, daß sie etwas bewegt, daß sie Anerkennung erfährt und Möglichkeiten von Erfahrungsaustausch und Fortbildung bietet. Alte Menschen sind hier als Subjekte gefragt: Es geht um ihre Ein-

beziehung und Mitwirkung, um das Einbringen ihrer vielfältigen Kompetenzen in Kirche und Gemeinden. Es wäre geradezu sträflich, achtlos daran vorbeizugehen.

In allen gemeindlichen Angeboten für ältere Menschen werden wir allerdings auch stärker unser ureigenes Thema einflechten: Wir sollten vom Glauben reden, der durch das Leben wie durch den Tod hindurch trägt. Gerade weil es dem kirchlichen Auftrag entspricht, müssen die Fragen der Lebensbilanz, von Schuld und Versagen, von Vergebung und Zukunftshoffnung in einladender und offener Weise ins Spiel gebracht werden. Vom gesegneten Alter, getrösteten Sterben und von Menschen, die ihre Lebensgeschichte angenommen und sich mit Angehörigen und Freunden versöhnt haben, darf die Rede sein – und von der Hoffnung, die in der Auferstehung Christi gründet und uns über die Grenze des Todes schauen läßt.

Mit dem kirchengemeindlichen Engagement, das ältere Menschen einbezieht und bewußt auf sie ausgerichtet ist, verbindet sich der diakonische Auftrag.

Viele Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft sind zu nennen, in denen alte Menschen betreut, Pflegebedürftige ambulant oder stationär versorgt oder Sterbende im Hospiz in ihrer letzten Lebensphase würdevoll begleitet werden.

Über unsere diakonischen Träger betreiben wir in einem erheblichen Umfang Seniorenheime. Hier sind – um nur zwei Beispiele zu nennen – besonders die Evangelische Altenhilfe Gesundbrunnen e.V. Hofgeismar und die Martin-Luther-Stiftung in Hanau bewährte Anbieter und anerkannte Kompetenzzentren im Umgang mit alten Menschen.

Der Eintritt in eine stationäre Alteneinrichtung ist für jeden Menschen ein tiefer Einschnitt. Im Unterschied zum betreuten Wohnen kann man wohl sagen, daß die meisten nicht freiwillig kommen. Unabweisbar ist er mit einer Einschränkung der Selbständigkeit verbunden. Die neuen Bewohner verlieren ihre gewohnte Umgebung, den größten Teil der Möbel, einen Teil ihrer Intimsphäre, und sie haben es schwerer, Angehörige und Bekannte zu treffen oder von ihnen besucht zu werden. Vielen ist bewußt, daß das Altersheim ihre letzte Station auf dieser Erde ist.

Um so problematischer ist es, wenn dieser Übergang durch achtloses Reden und pauschale Vorurteile erschwert wird – etwa dergestalt, daß vom „Abschieben ins Heim“ die Rede ist. Dies verletzt alle Beteiligten: Den neuen Heimbewohnern wird der Einzug noch schwerer, weil sie es als demütigend empfinden, daß die Familienangehörigen ihre Pflege und Betreuung nicht gewährleisten können. Das Image der Mitarbeitenden

der Einrichtung und ihr Engagement erleiden Beschädigungen, weil der Eindruck erweckt wird, das Heim sei ein Ort des Schreckens. Schließlich geraten mit solchen Sätzen auch die Angehörigen unter Druck, weil solche Formulierungen suggerieren, daß sie es sich leicht machen mit alten Menschen und ihre eigentliche Pflicht vernachlässigen.

Es gibt aber nicht die guten Familien auf der einen Seite, die ihre Angehörigen selbst zu Hause pflegen, und diejenigen, die ihre alten Menschen im Heim abgeben. Es sind ganz überwiegend objektive Gründe, die im Zustand des Pflegebedürftigen oder in den Lebensverhältnissen der Angehörigen liegen und sich einer moralisierenden Beurteilung entziehen.

Angesichts der wachsenden Zahl alter Menschen stellt sich freilich auch die Frage nach Kooperationsmöglichkeiten zwischen Alteneinrichtungen und den Kirchengemeinden, in deren Bezirk diese Einrichtungen stehen. Gibt es Formen der Zusammenarbeit, die sich gegenseitig stärken und befruchten?

In den entsprechenden Häusern hat sich ein hohes Maß an Wissen und Erfahrung im Umgang mit alten, sehr alten und hochbetagten Menschen angesammelt. Dies erstreckt sich auf ihre körperlichen Bedürfnisse ebenso wie auf ihren geistigen und seelischen Zustand und ihre geistlichen Anliegen. In der Kirchengemeinde sind die alten Menschen dagegen oft in verwandtschaftliche und nachbarschaftliche Beziehungen verflochten, leben in einem vertrauten Umfeld und bestimmen über einen größeren Teil ihres Tagesablaufs, ihrer Angelegenheiten und ihres Besitzes selbst.

Trotz dieser unterschiedlichen Blickwinkel auf alte Menschen sehe ich interessante Synergieeffekte, wenn es zu Absprachen käme, zum Beispiel um die häusliche Pflege qualitativ zu verbessern, die Einsamkeit und den Mangel an Außenkontakten von Heimbewohnern zu verringern oder den Übergang von der eigenen Wohnung in die Senioreneinrichtung gut zu bewerkstelligen. Kirchengemeinden können die Seniorenheime, wo es möglich ist und vom thematischen Bezug her nahe liegt, zudem als gelegentliche Veranstaltungsorte entdecken.

Über unsere Landeskirche verteilt haben wir ambulante Pflegedienste, die dazu beitragen, daß pflegebedürftige Menschen in ihrer vertrauten Umgebung und gemeinsam mit Angehörigen betreut werden können. Allerdings zeigen die Entwicklungen der letzten Jahre immer deutlicher, daß eine auskömmliche Finanzierung nicht in Sicht ist, schon gar nicht, wenn man auch eine geistliche Dimension in diese Betreuung mit einbringen will, wie sie unserem kirchlichen Selbstverständnis entspricht.

Für viele, die auf die Dienste der mobilen Pflege angewiesen sind, sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fast der einzige Kontakt mit anderen Menschen. Insofern wäre zu überlegen, ob nicht mehr Kirchengemeinden einen Besuchsdienst für die betroffenen Menschen einrichten können. In Absprache mit den Pflegestationen wird man sich auf die Personen konzentrieren, die solche Besuche besonders nötig haben. Diese Begegnungen haben einen mehrfachen Effekt: Zunächst haben die Pflegebedürftigen durch die persönlichen Besuche Ansprache und Kontakt und sind einbezogen in die Begebenheiten, die sich in der Gemeinde abspielen. Zugleich können kleine Wege mit erledigt werden, für die sonst professionelle Hilfe nötig wäre. Die Mitglieder des Besuchsdienstes ihrerseits erleben, wie ihr Einsatz Erfüllung schenkt. Gleichzeitig wertet die Kirchengemeinde das Leben in der jeweiligen Pfarodie als seniorenfreundlich und altersgerecht auf, weil durch die Hilfe von Gemeindegliedern die Lebensqualität pflegebedürftiger Menschen, ihre Selbständigkeit und ihr Wohnen im vertrauten Lebensumfeld unterstützt wird und vielleicht länger erhalten bleibt. Das gibt denen eine hoffnungsvolle Perspektive, die in absehbarer Zeit auf andere angewiesen sind.

Zu den Einrichtungen, die hier zu erwähnen sind, gehören auch die Hospize, obwohl dort nicht nur alte Menschen den Weg hin zum Tod unter fachkundiger Begleitung gehen. Immer noch finanzieren sich Hospize zu einem großen Teil aus Spenden und nur zu einem kleinen Teil aus Regelleistungen der Sozialkassen. Das sichert ihnen einerseits ein hohes Maß an Unabhängigkeit, so daß die Bewohner dort tatsächlich beispielhaft eine christlich motivierte Sterbebegleitung erleben können. Andererseits ist eine stärkere Kostenübernahme durch öffentliche Kassen erforderlich, um dem Hospizgedanken in unserer Gesellschaft eine breitere Basis zu geben.

Die Hospizbewegung mit ihren stationären Einrichtungen und ambulanten Diensten ist ein entscheidendes Signal gegen den Ungeist der Euthanasie, der um sich zu greifen droht. Wenn man Menschen, die starke Schmerzen haben, in einer unpersönlichen Umgebung ohne wirkliche Hilfe und ohne tragende soziale Bezüge beläßt, dann provoziert dies geradezu das Verlangen nach der aktiven Sterbehilfe. Nach wie vor fehlt in der Ausbildung der Ärztinnen und Ärzte das Element der Palliativmedizin und der Schmerztherapie. Bei 36 Medizinischen Fakultäten und Hochschulen in Deutschland gibt es gerade zwei Lehrstühle für Palliativmedizin, keinen für Schmerztherapie. Da sich aber durch die Fortschritte der Medizin die letzte Lebensphase gegenüber früher sehr verlängert hat, besteht hier ein dringender Handlungsbedarf.

Für alle genannten Einrichtungen gilt es im Blick zu behalten, daß die Pflege der persönlichen Kommunikation eine zentrale Bedeutung hat, auch wenn dem im Abrech-

nungsschlüssel keine Bedeutung beigemessen wird. Zuhören und Nachfragen, Geschichten aus dem Leben erzählen lassen, über Ängste sprechen, die einen bedrängen, teilhaben lassen am Alltagsgeschehen – all dies nimmt die betreuten Menschen ernst und respektiert ihre Würde. Gleichwohl muß auch ganz deutlich gesagt werden, daß professionelle und ehrenamtliche Hilfe die vertrauten Beziehungen mit den Angehörigen nicht ersetzen kann. Dies muß als eigener Anspruch der Helfenden ebenso wie als Erwartung der Angehörigen zurückgewiesen werden. Es wäre eine Überforderung, die keiner Seite gerecht wird.

6. Perspektiven einer „Silbernen Kirche“

Wer das Älterwerden unserer Gesellschaft ernst nimmt, wird auch zu konkreten Schritten in die Öffentlichkeit hinein veranlaßt. Hier haben wir einen verantwortungsvollen Beitrag zu leisten. Als eine Institution, die Brücken über die Generationen hinweg schlägt, tritt die Kirche der Entsolidarisierung in der Gesellschaft entgegen. Deshalb setzen wir uns weiterhin für eine Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme ein, die solidarische Elemente enthält, wonach die Starken Verantwortung für die Schwächeren übernehmen.

Unsere Kirche muß sich als Anwältin des Alters verstehen! Eine wichtige Aufgabe besteht in der Mitarbeit an einem realistischen und differenzierten Verständnis alter Menschen in unserer Gesellschaft – ausgehend vom biblisch-christlichen Menschenbild, das jeder Phase menschlichen Lebens von seinem Beginn bis zu seinem Ende unverkürzt menschliche Würde zuspricht.

Aufgabe der Seelsorge in den Kirchengemeinden wie der diakonischen Einrichtungen ist es, alten Menschen in den Veränderungen des Alters beizustehen und diese Wandlungen zu bewältigen. So kann es womöglich im Rückblick gelingen, den eigenen Lebenslauf mit seinen Brüchen dennoch als unter Gottes Segen stehend zu deuten. Vertiefte Erkenntnis und Altersweisheit können helfen, die Lebensbilanz bei all ihrer Ambivalenz bewußt in den Blick zu nehmen, auch dort, wo sie der Vergebung bedarf. Nicht immer mag es gelingen, zu dieser Versöhnung mit der eigenen Geschichte zu gelangen. Aber auch das haben wir zu respektieren und der Gnade Gottes anzubefehlen.

Nimmt man all diese Aspekte zusammen, so stellt sich das Alter als Zeit des Loslassens und des Aufbruchs, als Zeit der Weisheit und Zeit der Wahrheit dar. Schauen wir demgegenüber auf die gesellschaftliche Debatte, die mit dem demographischen

Wandel einhergeht, so scheint diese eher hysterische Züge anzunehmen. Über allem Gerede vom Generationenkonflikt, gar vom „Krieg der Generationen“ um die Verteilung des vorhandenen gesellschaftlichen Reichtums droht völlig aus dem Blick zu geraten, wieviel aufrichtige Solidarität, gegenseitige Unterstützung und fruchtbarer Austausch ganz selbstverständlich gelebt wird. Darum ist es wichtig, diesen Aspekt in den öffentlichen Debatten betont zu vertreten und sich von der Panik anderer – bei aller Bereitschaft zu Veränderungen – nicht anstecken zu lassen. Aufgrund unserer eigenen Kompetenz tragen wir dazu bei, ein Leitbild für das Altwerden und das Altsein zu entwickeln, das Menschen befähigt, ihr Leben auch in dieser Phase anzunehmen und zu gestalten.

Allen haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden auf den verschiedenen gemeindlichen und diakonischen Arbeitsfeldern mit alten Menschen möchte ich meinen herzlichen Dank aussprechen für das große Engagement, das trotz der schwierigen Diskussionen um die Zukunftsgestaltung nicht nachläßt. Die „Silberne Kirche“, für die ich werbe, hat eine lebendige und zukunftssträchtige Perspektive!

7. Konkrete Schritte

Um es nicht bei allgemeinen Appellen zu belassen, möchte ich drei konkrete Schritte vorschlagen, über die wir uns in der Landeskirche verständigen sollten.

- a) Ich rege an, auf unserer Homepage im Internet „www.ekkw.de“ eine Rubrik aufzubauen, in der Pfarrerinnen und Pfarrer, Mitarbeitende aus der Diakonie und auch Ehrenamtliche gelungene Beispiele oder Ideen aus der Arbeit mit älteren Menschen einstellen können. Dabei kann es sich etwa um Gottesdienst- und Andachtsentwürfe, Einzelveranstaltungen, Freizeitangebote, aber auch um Adressen von Einrichtungen und Ansprechpartnern handeln, die sich die Nutzerinnen und Nutzer für ihren eigenen Bedarf herunterladen. Solch eine „Informationsbörse“ benötigt gewiß eine sachkundige Betreuung. Doch ich glaube, daß sich dies angesichts der zunehmenden Bedeutung der Altenarbeit einrichten läßt.
- b) Die bereits bestehende Arbeitsgruppe „Plus-Minus-Fünzig“ sollte zu einer Kompetenzgruppe „Silberne Kirche“ erweitert werden, in der Fachleute aus den unterschiedlichen Bereichen unserer Landeskirche, aber auch des öffentlichen Lebens zusammenarbeiten, um die Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen auf die Herausforderungen durch den demographischen Wandel frühzeitig und sachkundig einzustellen. Das Thema ist insgesamt gesehen zu wichtig, als daß es damit nach meinem Bischofsbericht sein Bewenden haben könnte!

- c) Und schließlich spreche ich eine durchaus heikle und sicher nicht unumstrittene Frage an: Die Grundordnung unserer Landeskirche sieht in Art. 18 vor, daß in den Kirchenvorstand nur gewählt werden kann, wer „das 70. Lebensjahr noch nicht vollendet hat“. Für diese Regelung mag es in der Vergangenheit gute Gründe gegeben haben. Nach unseren letzten Kirchenvorstandswahlen erhielt ich von einigen ausscheidenden älteren Kirchenvorstandsmitgliedern Briefe, in denen sie diese Altersbegrenzung als problematisch beschrieben. Sie hätten sich gerne auch weiterhin verantwortlich mit ihren Kenntnissen und Fähigkeiten für ihre Kirchengemeinde eingesetzt. Manche sind Kirchenälteste geworden – aber dieses Amt ist deutlich vom Dienst im Kirchenvorstand zu unterscheiden und darf nicht als dessen Verlängerung verstanden werden. Deshalb möchte ich zu bedenken geben, ob nicht angesichts der beschriebenen Entwicklungen die strikte Bestimmung des Art. 18 gelockert werden könnte, um sich in entsprechenden Fällen – die überwiegend die Ausnahme bleiben werden – die Kompetenz von erfahrenen Kirchenvorstandsmitgliedern sichern zu können.

8. Ereignisse und Herausforderungen

Unter dieser Überschrift möchte ich auf das zu sprechen kommen, was mir im allmählich zu Ende gehenden Jahr 2003 für das Leben unserer Kirche besonders wichtig war.

- a) Die christlichen Kirchen in Deutschland haben 2003 gemeinsam das „Jahr der Bibel“ gestaltet – wie ich glaube, mit überraschendem Erfolg. Die Bibel hatte es in den letzten Jahrzehnten schwer – auch in der evangelischen Kirche, die über Jahrhunderte so stolz war, sich auf die Bibel zu berufen. Immer weniger Menschen kennen die heilvollen Geschichten, die uns die Heilige Schrift überliefert. Mit der Bibel zu leben und in ihr regelmäßig zu lesen, schien eher „von gestern“ zu sein. Im Religionsunterricht oder im Konfirmandenunterricht war anderes angesagt. Aber die Bibel? Die galt als langweilig. Die oft zu hörende Klage über das Verschwinden der Bibel aus dem öffentlichen Bewußtsein kehrt sich darum als Anfrage unmittelbar gegen uns selbst.

Inzwischen, scheint mir, gibt es eine Tendenzwende: Wir entdecken die Bibel wieder neu – in unseren Gemeinden, in der Schule, im persönlichen Leben. Sie ist keineswegs so abständig, wie wir uns das glauben machen wollten. In der Bibel finden wir alles, was wir zum Leben – und wenn es sein muß, zum Sterben – brau-

chen: Orientierung mitten in einer unübersichtlich gewordenen Welt, Halt und Trost angesichts der vielen Verunsicherungen, die uns innerlich und äußerlich beschweren. Hier begegnet uns der Zuspruch des Evangeliums, daß Gott uns in Christus liebt und es gut mit uns meint. Niemand muß dem etwas hinzufügen; alles ist gesagt. Wer begriffen hat: „Um deine Sache geht es“, für den öffnet sich die Bibel in ihrem ganzen Reichtum.

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sich zu Beginn dieses Monats in Trier ausführlich mit der Bedeutung der Bibel in unserer Kultur befaßt. Das war jetzt an der Reihe! In der abschließenden Synodalkundgebung sind am Schluß zwölf knappe Gründe genannt, warum es sich lohnt, die Bibel zu lesen. Die drei letzten sind für mich entscheidend: „Wer die Bibel liest, bleibt nicht allein. Wer die Bibel liest, gewinnt das Leben. Wer die Bibel liest, begegnet Gott.“

Auch in unserer Landeskirche sind zum „Jahr der Bibel“ erfreulich viele Aktivitäten durchgeführt worden, von denen ich nur einige nennen kann: handgeschriebene Bibelexemplare in Kirchengemeinden oder Schulen, Bibellesungen, Bibelausstellungen, Kinderbibeltage, Bibelverteilungskampagnen, Vortragsveranstaltungen und vieles andere mehr.

Nach den guten Erfahrungen, die unsere hessen-nassauische Schwesterkirche seit Jahren mit dem Geschenk einer Schülerbibel an alle evangelischen Kinder im 3. Grundschuljahr macht, hatten wir uns in diesem Jahr entschlossen, diese Aktion für unsere Landeskirche zu übernehmen. Über die Kooperationsmöglichkeiten, die uns die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau anbot, bin ich außerordentlich froh. Allen Grundschulen in Kurhessen-Waldeck wurde ein entsprechendes Angebot unterbreitet, die Bibel „Die Nacht leuchtet wie der Tag“ von uns zu beziehen. Parallel dazu führte das Pädagogisch-Theologische Institut mit unserem Schuldezernenten, Herrn Oberlandeskirchenrat Dr. Eberhard Stock, eine Veranstaltung durch, wie Klassen- und Religionslehrerinnen und -lehrer dieses Geschenk sinnvoll in ihrer Schulklasse einführen und gewinnbringend damit arbeiten können. Die Resonanz aus den Schulen hat uns schlicht überwältigt. Der ursprünglich ausgewiesene Haushaltstitel wurde deutlich überzogen – in diesem Fall ein Grund zur Freude, wie ich finde: Rund 12.500 Bibelausgaben wurden angefordert! Inzwischen haben mich zahlreiche Dankschreiben erreicht: von Lehrerinnen und Lehrern, Kindern, aber auch von Eltern. Ob wir, wie erbeten, diese Aktion auch im nächsten Jahr werden durchführen können, steht dahin. Für das „Jahr der Bibel“ jedenfalls war es eine beglückende Erfahrung.

Eine andere Aktivität ist die Initiative „Hosentaschenbibel“, die eine Arbeitsgruppe an der Universität Kassel unter der Leitung von Prof. Dr. Horst Heinemann entwickelt hat. Diese Hosentaschenbibel ist für Kinder gedacht, die noch nicht lesen können. Eine Künstlerin hat für ausgewählte Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament ausdrucksstarke Bilder geschaffen, die zum Erzählen, Entdecken und Nachfragen einladen. Zur Unterstützung des Erzählens gibt es einen Kniekalendarer mit den Bildern im Großformat, von deren Rückseite die Geschichte dann vorgelesen werden kann. Die Kindgemäßheit dieser Bibel zeigt sich obendrein darin, daß sie aus einem Material besteht, das mühelos einen Waschmaschinen gang überlebt. Inzwischen sind bereits 22.000 Exemplare dieser Hosentaschenbibel verkauft worden.

In Kassel stand ab dem 13. Juni für sieben Tage die „BibelBox“ auf dem Königsplatz mit sehenswerten Installationen zu Begebenheiten und Gestalten der Bibel und einem vielfältigen Begleitprogramm, für das die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen verantwortlich zeichnete. Das ökumenische Anliegen des „Jahres der Bibel“ drückte sich auch darin aus, daß die „BibelBox“ von Weihbischof Johannes Kapp (Bistum Fulda), Bischof Dr. Diethardt Roth (Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche) und mir gemeinsam eröffnet wurde. Bundesweit haben in acht Großstädten 93.000 Menschen die „BibelBox“ besichtigt, davon allein 12.732 in Kassel.

Am 9. November haben Bischof Heinz Josef Algermissen (Bistum Fulda), Bischof emeritus Roland Hoffmann (Evangelisch-Lutherische Kirche in Thüringen) und ich mit den Bibelgesellschaften aus Kurhessen-Waldeck und Thüringen in der Kasseler Karlskirche einen Ökumenischen Gottesdienst zum Bibeljahr gefeiert. Er bildete den Schlußpunkt aller Veranstaltungen, die uns auf unseren gemeinsamen Grund und Ursprung verwiesen haben.

- b) Zu den ökumenischen Höhepunkten des Jahres gehört ganz zweifelsohne der Ökumenischen Kirchentag in Berlin. Erfüllt und bestärkt bin ich von dort zurückgekehrt. Mit einem großen Stand, der vom Bistum Fulda und unserer Landeskirche konzipiert und durchgeführt wurde und der Aufschluß gab über die mannigfachen ökumenischen Beziehungen in unserer Region, waren wir auf der sogenannten „Agora“ vertreten. Für alle vor Ort Beteiligten – die vielen haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden aus beiden Kirchen wie die Besucherinnen und Besucher – war dies ein wunderbares Erlebnis und eine echte Bereicherung. Hier wurde Ökumene lebendig und glaubwürdig praktiziert! Besonders hat es uns gefreut, in Berlin auch den Bischof der mit uns freundschaftlich verbundenen niederländischen Diözese

's-Hertogenbosch, Drs. Anton Hurkmans, bei uns auf der „Agora“ begrüßen zu können.

Daß es dennoch im Nachgang innerkatholische Auseinandersetzungen um die Bewertung des Kirchentages gab, muß unsere Freude über das Erreichte und das deutliche öffentliche Signal nicht trüben. Natürlich ist es aus evangelischer Sicht bedauerlich, daß die Feier eines gemeinsamen Abendmahls oder doch wenigstens die Einladung evangelischer Christen zur römisch-katholischen Eucharistiefeier nicht möglich waren. Dies zeigt uns schmerzlich, wie weit wir – trotz des gemeinsamen Glaubens an Jesus Christus und der gegenseitigen Anerkennung der Taufe – im Grundsätzlichen immer noch getrennt sind. Hier braucht es Beharrlichkeit im theologischen Gespräch und nicht zuletzt auch weiterhin eine brennende Sehnsucht von Christen in beiden Kirchen, die sich nicht damit abfinden können, daß das Trennende stärker sein könnte als das Gemeinsame.

- c) Die insgesamt gute ökumenische Zusammenarbeit bewährt sich gegenwärtig auch angesichts der sogenannten „Operation Sichere Zukunft“ der Hessischen Landesregierung. Gemeinsam haben die römisch-katholischen Bistümer und die evangelischen Landeskirchen in einem Schreiben an Ministerpräsident Koch gegen die Einschnitte bei den freiwilligen Leistungen des Staates im Sozialbereich protestiert. Bei dem Gespräch mit der Landesregierung am 7. Oktober wurde allerdings schnell klar, daß uns keinerlei Handlungsspielraum eingeräumt wurde. Dieses Vorgehen entspricht nicht dem Geist bewährter Partnerschaft zwischen Staat und Kirche und stellt – was sich langfristig als schwerwiegend herausstellen könnte – das Prinzip der Subsidiarität in Frage! Ich kann mich an dieser Stelle kurz fassen, weil die gesamte Thematik mit ihren höchst problematischen Auswirkungen auf einzelne Trägereinrichtungen einen Schwerpunkt im Diakoniebericht von Landespfarrer Martin Slenczka darstellt und wir in diesem Zusammenhang das weitere Vorgehen erörtern werden.

- d) Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich in den zurückliegenden Monaten zum Vertragsentwurf einer „Europäischen Verfassung“ Stellung bezogen. Mir geht es hier um die Verankerung eines Gottesbezuges in der Präambel, wie ihn unser deutsches Grundgesetz kennt. Die Präambel der im Jahr 2000 verabschiedeten Grundrechtecharta der Europäischen Union führt aus, daß diese sich im „Bewußtsein ihres geistig-religiösen und sittlichen Erbes“ auf die Werte der Menschenwürde, Freiheit, Gleichheit und Solidarität gründe. Daran anknüpfend wurde inzwischen ein Entwurf für den Vorspruch des Verfassungswerkes entwickelt. Nun besagt die Präambel, die Vertragsparteien, wenn sie sich diese Verfassung geben,

schöpften „aus den kulturellen, religiösen und humanistischen Überlieferungen Europas, deren Werte in seinem Erbe weiter lebendig sind“.

Der Rekurs auf die „religiösen Überlieferungen“ bleibt unterbestimmt. Ich plädiere weiterhin für einen expliziten Gottesbezug, wie ihn das deutsche Grundgesetz in seiner Präambel verankert hat. Die Formel „In Verantwortung vor Gott und den Menschen“ darf dabei nicht als religiöses Bekenntnis mißverstanden werden. Vielmehr hat die Erwähnung Gottes an dieser Stelle eine verfassungsrechtliche Relevanz: Der Gottesbezug kann daran erinnern und sicherstellen, daß weder der Gedanke der Nation noch der der Rasse, des Staates oder einer Ideologie absolute Geltung über Menschen beanspruchen darf. Dies ist vor dem Hintergrund der jüngeren deutschen wie der europäischen Geschichte höchst bedeutsam.

Es geht also nicht darum, durch die Erwähnung Gottes in der Präambel der Europäischen Verfassung den Kirchen irgendwelchen Einfluß zu sichern. Vielmehr halte ich den Gottesbezug wegen seiner entlastenden und orientierenden Funktion auch für Menschen, die keiner christlichen Kirche oder einer anderen Religion angehören, für nachvollziehbar und zumutbar. Die Formulierung im deutschen Grundgesetz „vor Gott und den Menschen“ war seinerzeit bewußt offen gehalten, ohne auf ein spezifisch christliches Gottesverständnis begrenzt zu sein. Meiner Meinung nach ist eben ohne Gott kein Staat zu machen. Darum gehört die Verantwortung vor Gott auch in die Präambel der Europäischen Verfassung.

9. Schluß

Ich komme zum Ende – und damit zum Dank.

Dieser Dank gilt allen, die auch 2003 dazu beigetragen haben, unsere Landeskirche als eine Kirche darzustellen, die dem Auftrag zur Bezeugung des Evangeliums mitten in unserer Welt in klaren Worten und hilfreichen Taten nachkommt: Ich denke an die Hauptamtlichen wie an die vielen Ehrenamtlichen, die in den Gemeinden und Kirchenkreisen, im Rat der Landeskirche und im Landeskirchenamt, in den Kammern und Ausschüssen, in den Werken und Einrichtungen und im Bereich der Diakonie für unsere Kirche eintreten.

Ganz besonders möchte ich Ihnen danken, Frau Präses Heinemann, und Ihnen, liebe Synodale, für die gute und konstruktive Zusammenarbeit. Gerade auf dem Hintergrund der Erfahrungen von anderen Synoden kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, daß unser Miteinander trotz aller unterschiedlichen Optionen in der Regel von der Suche nach dem größtmöglichen Konsens bestimmt ist.

Für manche von Ihnen wird es die letzte Synodaltagung sein, an der Sie teilnehmen. Ihnen danke ich sehr herzlich für die Zeit, die Geduld und das Wissen, die Sie dem höchsten Leitungsorgan unserer Landeskirche zur Verfügung gestellt haben. Ich hoffe, Sie haben diesen Einsatz nie bereut. Viele werden sich auch künftig in den eigenen Kirchengemeinden engagieren und mit dem Wirken unserer Synode verbunden bleiben. Für Ihren weiteren Weg wünsche ich Ihnen Gottes Beistand und Geleit!

Am kommenden Sonntag feiern wir den 1. Advent. Das neue Kirchenjahr beginnt. Der Weg bis zum Weihnachtsfest ist kurz. Bei allem Wechsel der Zeiten gilt uns Gottes bleibende Verheißung, die Jochen Klepper, an dessen 100. Geburtstag wir in diesem Jahr erinnert wurden, in seinem Lied aufgenommen und verdichtet hat:

„Ja, ich will euch tragen bis zum Alter hin.
Und ihr sollt einst sagen, daß ich gnädig bin.“

Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kuthessen-Waldeck

